

Wörterbuch der Melancholie

Stichwort ‚Meer, am offenen Meer sein‘

Wir sehnen uns nach dem Meer, nach dem Blick auf seinen weiten Horizont. Am offenen Meer: In unserem Rücken das Land (liegt nicht jetzt die ganze Welt in unserem Rücken?) und vor uns – ja, was eigentlich: die Weite einer Unendlichkeit? Das Offene, die Leere? Das Meer ist eine Macht, die uns betäubt und uns aus unserem Leben, aus unserer Welt entrückt. Wieso zieht es gerade Melancholiker hierher, was suchen sie hier? In diesem Stichwort möchte ich beschreiben, was wir hier, am offenen Meer, finden können: nämlich nicht weniger als uns selbst. Wir könnten auch einfach sagen: Hier gehören wir hin. Hier sind wir zu Hause. Doch was bedeuten diese Sätze? *Inwiefern ist unsere Sehnsucht nach dem Meer eine Sehnsucht nach uns selbst?*

Der Schriftsteller und bekennende Melancholiker W.G. Sebald (1944-2001), dessen Texte in diesem Wörterbuch immer wieder weiterhelfen, hat uns den Bericht über eine merkwürdige Reise hinterlassen, er nennt ihn *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt*.¹ Allein und zu Fuß läuft Sebald durch seine ostenglische Heimat. Er sieht die Reste der Start- und Landebahnen der Bombergeschwader des Zweiten Weltkriegs und besucht verlassene Seebäder. Seine Wanderung führt ihn zu skurrilen Mitmenschen und immer wieder zur Last des Unguten, des Bedrohlichen in Vergangenheit und Gegenwart. Und dann gibt es die eigenartig visionäre Beschreibung einer Gruppe von Anglern am Meer zusammen mit der zunächst befremdlich wirkenden Mutmaßung darüber, weshalb es diese Menschen *eigentlich* ans offene Meer zieht und hier festhält. Mir scheint als ermögliche Sebald uns in diesem Bild einen bestimmten Einblick in Melancholie – und wir könnten den Zusammenhang zwischen Melancholie und Meer von Sebalds Anglergruppe aus verstehen: An einem einsamen Strand der englischen Ostküste bemerkt Sebald „allerlei zeltartige Unterstände aus Stangen und Strickwerk, Segeltuch und Ölzeug [...] In langer Reihe und ziemlich gleichmäßigem Abstand voneinander folgen sie dem Saum des Meers. Es ist, als hätten die letzten Überreste eines wandernden Volkes sich hier, am äußersten Rand der Erde, niedergelassen in Erwartung des von allen von jeher ersehnten, sämtliche Entbehrungen und Irrwege im nachhinein rechtfertigenden Wunders. In Wirklichkeit

¹ Winfried G. Sebald: *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1995.

freilich sind die unter dem offenen Himmel Lagernden nicht durch ferne Länder und Wüsten bis an dieses Ufer gekommen, sondern es handelt sich um Leute aus der engeren Umgegend, die nach alter Gewohnheit von ihren Angelplätzen aus hinausschauen auf die vor ihren Augen andauernd sich verändernde See. Ihre Zahl bleibt seltsamerweise immer mehr oder weniger dieselbe. Für jeden, der sein Biwak abbricht, findet sich bald ein anderer ein, so daß die Gemeinschaft der die Tage verdösenden und die Nächte durchwachenden Fischer über Jahre hinweg, zumindest dem Anschein nach, sich nicht verändert, ja in dieser Form vermutlich weiter zurückreicht als die Erinnerung. [...] Ich denke nicht, daß diese Männer tage- und nächtelang am Meer sitzen, um, wie sie behaupten, die Stunde nicht zu versäumen, zu der die Wittlinge vorbeiziehen, die Flundern steigen oder der Kabeljau gegen die Küste schwimmt, sondern sie werden sich einfach aufhalten wollen an einem Ort, an dem sie die Welt hinter sich haben und voraus nichts mehr als Leere“.²

Die Welt hinter sich haben und voraus nichts mehr als Leere – dies ist für Sebald die tiefste, die eigentliche Bedeutung davon, am offenen Meer zu sein. Ist das Meer gerade wegen dieser Bedeutung das Sehnsuchtsziel des Melancholikers? Wie können wir uns die Verbindung zwischen Meer und Melancholie vorstellen? Und stimmt es wirklich, dass wir uns (so meine Behauptung oben) als Melancholiker am Meer selbst finden können – was würde dies genau bedeuten?

Raum und Zeit: Etwas zugespitzt lässt sich sagen, dass gerade indem er sich maximal öffnet, der Raum am Meer an eine Art Ende kommt. Denn im Unbegrenzten, im Unendlichen kennt der Raum kein Anderes seiner selbst mehr, keine Grenze – und dadurch auch kein Hier und kein Dort. Der Raum vergisst gleichsam seine Bedeutung. Er hört auf, ein Raum für bestimmte Orte zu sein – am offenen Meer verwandelt er sich in reine Weite, in Leere, ja in Nicht-Raum. Doch nicht nur dem Raum geht es so, sondern auch der Zeit. Ewig schlägt die Brandung ans Land, über Generationen hinweg lösen die Angler in Sebalds Bild einander ab, die Tage verdösen sie. Die Gemeinschaft der Angler reiche, so die Beschreibung, weiter zurück als die Erinnerung. Die Zeit verliert angesichts des Meers ihre Richtung, ihre Eindeutigkeit, ihren Sinn: Sie mündet ein in ihre eigene Tiefe, sie mündet ein in die Ewigkeit eines stehenden Jetzt. Am offenen Meer sein heißt daher an den Grenzen von Raum und Zeit sein, heißt zu erfahren, wie sich Raum und Zeit verflüssigen, wie sie sich zurückziehen. Am Meer stehend kann es uns so vorkommen: Hinter uns sind Raum und Zeit in Recht und Geltung. Vor uns wird ihre Bedeutung diffus. Hier, da das Land übergeht in das Meer, da laufen Raum und Zeit: ins Leere.

Versprechen und Wunder: Beim Anblick der Angler, die hier zu Hause zu sein scheinen, kommt es Sebald in einer sehr spezifischen Mischung aus Beobachtung und

² AaO., S. 69ff.

Vision so vor, als sei der Saum des offenen Meeres gerade der Ort eines erwarteten Wunders. Als sei hierhin gezogen und lagere hier etwa das Volk Israel nach dem Auszug aus der Sklaverei in Ägypten, nach dem Durchqueren der weiten Wüsten – im Angesicht des ihm versprochenen, des gelobten Landes, eines Landes, in welchem die Menschen endlich sie selbst sein und sich selbst gehören dürfen. Doch bei diesem Bild des erwarteten Wunders geht es Sebald eigentlich weder um die beobachteten Angler noch um biblische Völker. Es geht ihm um eine stumme Verheißung – und zwar für solche Menschen, welche am liebsten die Welt hinter sich und vor sich nichts mehr als Leere haben wollen. Und diese Menschen sind die Melancholiker, Menschen, die empfinden wie Sebald. Worin könnte für sie die Verheißung der Leere bestehen? Und wieso mussten sie die ganze Welt durchwandern und hinter sich lassen? Welches Wunder erwarten sie hier?

Die Welt, von der sich Melancholiker abwenden, das ist jenes Ganze, in dem es trotz aller Bemühungen nie gelungen ist heimisch zu werden. Jenes immer schon und immer wieder und immer weiter bedrohliche Ganze, das Angst macht. Und in welchem besonders die Spuren von Leid und Chaos und Grausamkeit sich zeigen, sich aufdrängen. Unermesslich scheint das Unheil der Welt, unaushaltbar der Schmerz, unbegreiflich die Sinnlosigkeit dieses Ganzen – eine Lösung kommt nirgends in Sicht. Angst und Ablehnung angesichts der Welt: Jede mögliche Hoffnung richtet sich dann auf das Andere zur Welt, das Andere zu allem schon Vorhandenen. Und so können Melancholiker der Welt und dem Alltag nie einfach angehören, sondern laufend streben sie an deren Rand und öffnen sich für jenes, das es nicht oder noch nicht gibt – oder das, wie etwa die Poesie, nicht nach Art des bloß Vorhandenen existiert. Abgekehrt von der Welt gilt ihre Hoffnung dem, was ‚nicht von dieser Welt‘ ist. Allerdings: Die vielen Worte jener alles verstehenden Gewissheiten, der Religionen und Weltanschauungen, der Theorien und der Welt- und Lebenslehren – sie scheinen noch ganz und gar dieser Welt anzugehören, sie sind noch nicht ihr Anderes. Für Melancholiker liegt kein Trost in der Gewissheit eines *big pictures*. Deshalb kann es uns dazu drängen, die vorhandene Welt als ganze wie eine uns nicht gemäße Gegend zu durchqueren und hinter uns zu bringen, auch jedes, wie es uns vorkommt, falsche und selbstgewisse Deuten und Verstehen der Welt. Es geht darum, am Rande der Welt uns für ihr Anderes oder für ihre andere Seite zu öffnen. Es geht darum stumm zu werden, stumm und offen – wie durch einen langen Strandspaziergang oder durch ein langes Lagern am Meer.

Worauf richtet sich hier die Hoffnung, worin besteht die Verheißung der Leere? ‚Vor- raus nichts mehr als Leere‘, dies ist ein Bild schon für eine reife Form der Melancholie. Eine Melancholie, welche sowohl den Kummer und die Angst der Welt als auch die immer wieder enttäuschte konkrete Sehnsucht loslassen kann. Eine Melancholie, die jedes *big picture*, jedes modellhafte Verstehen der Welt verabschiedet und sich ausrichtet auf das Offene. Für dieses Offene, dafür haben Melancholiker einen Sinn:

Das ist etwa die Zu-Kunft, das auf uns Zukommende. Aus dem Offenen heraus ‚passieren‘ uns jene Fäden, jene Zu-Fälle, aus denen sich passiv-aktiv der Stoff unseres Lebens webt. Dies können wir erkennen, wenn wir auf unser bisheriges Leben schauen. Unser Leben widerfährt und passiert uns: all das Leibliche, das wie von selbst geschieht, das Leben der anderen, das sich mit unserem verbindet und vermischt, oder ganz neue Wege, die sich als Lebensmöglichkeiten öffnen, und andere, die wir endgültig verabschieden müssen. Vor uns das Offene, das heißt daher auch: Wir sind bereit für den nächsten, uns jetzt noch unbekanntem Wandel – unserer Person, unseres Lebens, unserer Welt. Bereit für den Wandel: *Wir öffnen uns für unser Leben*. Und zwar ohne alles schon gedanklich vorwegzunehmen. So ist das Offene vor allem dies: die stumme, die unhörbare, die weder erahn- noch verstehbare Melodie unseres Lebens, unserer Welt. Das Offene ist nicht einfach wahrnehmbar, aber erfahrend können wir uns auf das Offene wie auf ein Geheimnis richten. Ist dies nicht die eigentliche Verheißung der Leere: nämlich uns für diese Melodie, für dieses Geheimnis immer weiter zu öffnen – Erfahrungen sammelnd, doch ohne diese Erfahrungen verstehend zu überholen? Es geht um das Durchscheinende der Dinge, das laufende ‚Sichauftun‘ von Leben und Welt, das sich uns immer zugleich zeigt und entzieht, das sich schenkt und das sich versagt.

Mit dem bisher Gesagten habe ich versucht, eine Art innere Analogie zu beschreiben zwischen Meer und Melancholie. Der besondere Ort ‚am offenen Meer‘ und die spezifische Situation ‚melancholisch existieren‘, sie kommen überein in einer Art Haltung, nämlich darin, ausgerichtet zu sein auf das Andere zur üblichen Welt, auf das Andere zum Ganzen – *ausgerichtet auf eine Leere, die als Fülle erfahren wird*. Diese innere Analogie ließe sich auch noch anhand der oben beschriebenen ‚Achsen‘ des Phänomens Melancholie durchspielen, etwa ‚Senden – Empfangen‘: Das melancholische Unvermögen zu jedem selbstgewissen Sich-Auskennen und Planen, zugleich unser solcherart gehemmt und ins Passive und Rezeptive gedrängte Leben: Verstummt denn nicht gerade angesichts des Meers auf ganz eigene Weise jenes endlose Reden, jenes ‚Senden‘ der Menschen – und macht der Bereitschaft Platz, leer zu werden und zu empfangen? Ganz ähnlich hinsichtlich ‚Gewissheit – Ungewissheit‘: Sind wir nicht am Meer endlich entlastet von der laufenden Notwendigkeit uns auszukennen, uns selbst und die Welt zu erklären? Das Meer, zugleich offen daliegend und dennoch geheimnisvoll schweigend in seiner uns betörenden Macht – zu ihm passt kein Erklären und keine Gewissheit. Dieser Ort duldet freundlich, ja er befördert unsere Weigerung, jede Erfahrung in Sprache zu verwandeln.

Schließlich, was bedeutet das: Uns nach dem Meer zu sehnen heiße, uns als Melancholiker nach uns selbst zu sehnen? Und das Meer zu finden, heiße uns selbst zu finden? Vielleicht dieses: Indem das Sein am offenen Meer einem melancholischen Existieren im Sinne einer inneren Analogie entspricht, befinden wir uns hier, am Meer, einfach in einer sehr günstigen Gegend. Für Menschen, die sich mit ihrer

Stimmung in vielen Situationen unheimisch, ja oft fehl am Platz fühlen, ist es wichtig, um diese günstige Gegend zu wissen und dort die Übereinstimmung von Innen und Außen zu erfahren. Denn, und jetzt geht es um eine melancholische Lebensform: In der Erfahrung dieser Übereinstimmung liegt auch eine Art Anerkennung. Unsere Stimmung, unsere eigene Art zu sein, sie hat ihren Ort – und in der unendlichen Vielfalt des Wirklichen eben auch ihre Berechtigung. Daher können wir noch einen Schritt über die wohltuende Erfahrung am offenen Meer hinausgehen – und zwar indem wir an dieser Erfahrung (dem Wohlwollenden, Duldenden, Günstigen des Meers für uns) und indem wir an dem Gefühl der Anerkennung und der Berechtigung unserer Art zu sein festhalten, *auch wenn wir nicht am offenen Meer sind: Wir müssen das Meer überall hin mitnehmen* (müssen gewissermaßen immer etwas Sand in der Tasche haben). Was bedeutet das? Es bedeutet, jenes ‚Vor uns nichts mehr als Leere‘ nicht nur als Disposition oder gar Schwäche anzusehen, sondern im Gegenteil diese uns gemäße Haltung ganz bewusst und immer wieder und in den verschiedensten Situationen einzunehmen und gleichsam hochzuhalten und stark zu machen. Es geht darum, immer und überall an das Offene zu erinnern, an das Nichtwissen, an die Möglichkeit – gegen die übliche Perspektive, gegen den engen, gegen den ängstlichen Horizont. Ausgerichtet auf dieses Offene können wir dann uns selbst, unser Leben, unsere Welt immer wieder so erfahren: als *eingebettet in eine Fülle-Leere, aus der sich alles ereignet*. Aber ist diese Haltung nicht allzu passiv? Nein, sie ist aktiv und passiv zugleich, und das auf eine Weise, die uns in die gemeinsame Tiefenstruktur des Handelns und Erleidens führt: Aktiv handeln und gestalten und probieren wir, solange wir leben. Aber indem wir uns ausrichten auf das Offene, indem wir zusätzlich empfangend und passiv werden, halten wir nicht krampfhaft fest an unseren Zielen und versuchen nicht laufend unser Leben, bestimmten Plänen folgend, zu steigern. In dieser aktiv/passiven Haltung können wir uns endlich öffnen für jenes größere Handeln und Erleiden in der Tiefe unseres Lebens: für Wandel, für Erneuerung, für Transformation.